

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 13 (1919)
Heft: 7

Artikel: Solidarität
Autor: Monastier, Hélène
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schen dem Dienen und der Freiheit hergestellt wird. Beide gehören durchaus zusammen. Das Dienen im Sinne Christi fließt aus der Freiheit und frei ist nur, wer dienen kann. Das Dienen ist königlicher Art und die Freiheit ist Freiheit von sich selbst in Gott, Freiheit für die Brüder. Freiheit und Liebe sind Eins. Nur die größte Befreiung konnte das Dienen zum Größten machen.

Das gilt auch von der Frauenbewegung. Nur die ihrer königlichen Schöpfungsherrlichkeit zurückgegebene Frau kann die rechte „Gehilfin“ sein. Darum muß die Frau frei werden, auch politisch, sozial, rechtlich, auf jede Weise. Man öffne ihr überall die Bahn, auf daß sich zeige, was sie kann und was sich für sie eignet. Vielleicht mag sie mit ihrem Besten in viele heutigen Lebensformen, besonders die politischen, nicht gut passen, dann mögen diese sich ändern. Und sie werden sich ändern! Gerade der Advent des Weibes wird sie ändern; er ist zu sehr schon ein Symptom einer Wende der Zeiten und Dinge. Aber wir wünschen als Ziel dieser Entwicklung und glauben fest, im Sinne des Heils der Welt, daß aus der freien Frau, aus der wieder königlich gewordenen Frau das Dienen in alter und neuer Herrlichkeit aufblühen werde. Sie wird auch nur dann frei, das heißt: sie selbst, und nicht Nachahmerin und also Sklavin des Mannes sein.

Und eins sei freilich noch einmal betont: damit Mann und Weib frei sein können und das Joch nicht mehr nötig haben, damit sie Freiheit und Dienst vereinigen können, müssen sie beide erlöst sein, erlöst durch Christus.

L. Nagaz.

Solidarität.¹⁾

Sie haben mich, verehrte Frauen, gebeten, mit Ihnen über Solidarität zu reden. Obschon ich mir meiner Unzulänglichkeit für die Behandlung eines so großen und ernstesten Themas bewußt bin, habe ich mit Freuden zugesagt. Ich war wie einer, der eine zu große Last trägt und dem unvermutet angeboten wird, man wolle ihm die Last tragen helfen. Ich komme zu Ihnen, um mit Ihnen Dinge zu erörtern, die mir seit langem Herz und Gewissen bedrücken. Vielleicht finden wir miteinander Lösungen für die Probleme, die uns umtreiben.

¹⁾ Vortrag, gehalten im April 1917 an einer Vereinigung junger Frauen aus den gebildeten bürgerlichen Kreisen der Westschweiz.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß die angeführten Löhne für 1916 und 1917 gelten. Jedermann weiß, daß sie seither beträchtlich gestiegen sind. Aber da die Kosten für den Lebensunterhalt noch mehr gestiegen sind, bleibt die Lage für die Lohnarbeiter, von denen die Rede ist, offenbar dieselbe.

Das Wort „Solidarität“ erschien mir immer unendlich schön, aber geheimnisvoll und furchtbar. Was bedeuten nicht die tausend Bande, die uns mit unsern Vorfahren, unsern Mitbürgern, unsern Freunden, unserer Familie, unsern Kindern verknüpfen? Solidarität ist überall vorhanden, und wenn wir sie nicht immer sehen, so liegt es eben an der Beschränktheit unseres Blickes, an dem Mangel unserer Phantasie.

Von der Solidarität im Allgemeinen mit Ihnen zu reden, ist heute nicht mein Zweck. Das Gebiet wäre viel zu weit. Ich werde nur diejenigen Bande ins Auge fassen, die uns mit den andern Frauen verknüpfen, mit jenen weniger bevorzugten Frauen, welche arbeiten müssen, um zu leben, welche kämpfen und leiden, an welchen wir so oft vorübergehen ohne sie zu kennen, gleichgiltig, uneingedenk dessen, was sie mit uns verbindet.

Zahllos sind diese Frauen, ich muß mich beschränken. Es wäre ein Leichtes für mich, Ihr Interesse zu wecken für die Frauen der Industrie-Zentren, für die Frauen Londons, Irlands, oder für jene kleinen Hindu-Frauen, die ein so erniedrigendes Dasein führen. So weit werde ich nicht gehen. Ich werde mich an diejenigen halten, die uns am nächsten stehen, an Frauen, die ich kenne, an Tatsachen, die ich kontrollieren kann. Sind es doch gewiß die Frauen unseres eigenen Landes, mit welchen wir ganz besonders enge solidarisch verbunden sind.

Zahlreich sind die Berührungspunkte zwischen ihnen und uns. Sie sind unsere Mitbürgerinnen, sie wandeln mit uns durch dieselben Straßen, wir treffen sie in denselben Geschäften, wir sitzen mit ihnen im selben Tram, in derselben Kirche. Sie sind unsere Mägde, unsere Wäscherinnen, unsere Näherinnen. Sie bedienen uns bei „Bonnard“ und in andern öffentlichen Lokalen. Ohne daß wir es wußten, haben sie unsere Hüte garniert, unsere Strümpfe gestrickt, unsere Kleider gefertigt. Sie machen unser Leben behaglicher und bequemer. Wir hängen in weitem Maße von ihnen ab, wie auch sie von uns abhängig sind. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes unsere *N ä c h s t e n*.

Sie sind unsere Zeitgenossinnen. Sie haben wie wir 1914 die hängenden Stunden der Mobilisation durchlebt. Auch sie haben für ihre Männer, ihre Brüder, ihre Söhne, ihren Herd gezittert. Auch sie sind erschüttert worden von den Schrecknissen des Krieges, von der Not der Evakuierten. Wie wir, und noch weit mehr als wir, leiden sie unter der materiellen Not des Krieges. Sie teilen unsere Sorgen um Kohlen, Brot, Kartoffeln. Für sie aber sind diese Sorgen noch weit schwerer als für uns.

Sie sind eben Frauen wie wir. Sie haben dieselben Kräfte und Schwächen und, im Großen und Ganzen, dieselben Interessen wie wir: Liebe, Heirat, Kinder, Haushaltung. Ihre Natur ist impulsiv wie die unsrige, und wie wir lassen sie sich durch Gefühle

eher leiten als durch logische Deduktionen. Es wird ihnen ebenso schwer wie uns, die Dinge von ihrer großen Seite zu betrachten. Gleich uns kannten sie die fröhlich sorglose Jugendzeit mit ihren Freuden, ihrer Freundschaften, ihrer Liebe. Gleich uns kennen sie Leid, Krankheit, Enttäuschungen, Trauer. Auch für sie rückt das Alter heran, das Verblühen, der Zerfall. Auch an sie wird der Tod herantreten, sie unter die kalte Erde zu betten. Sie sind unsere Schwestern im Leben und im Tode.

Sie sind unsere Schwestern und doch, wie abgrundtief die Kluft, die uns von ihnen trennt. Sie gehen neben uns her und wir kennen sie nicht. Und was uns von ihnen trennt, das sind weniger die tatsächlichen Verschiedenheiten, als das Leben selbst, die Verhältnisse, das Milieu, die Tradition, die Vorurteile. Aber diese Schranken sind hoch und erschweren das gegenseitige Sich-Kennen und Verstehen.

Ich möchte Sie einladen, über alle Schranken hinweg das Leben dieser unbekanntem Schwestern sich näher anzusehen. Erwarten Sie keine sensationellen Enthüllungen von mir. Nur ganz einfache Tatsachen denke ich Ihnen vorzulegen, Tatsachen, die, ihrer Häufigkeit wegen, beinahe banal erscheinen. Auch einige Zahlen werden vielleicht dazu beitragen, Ihnen zu zeigen, wie schwierig das Leben sich oft gestaltet für unzählige Frauen, die täglich an Ihnen vorübergehen.

Die ersten, für welche ich versuchen möchte, Sie zu interessieren, sind durch keine tatsächlichen Schranken von uns getrennt. Sie haben denselben Unterricht, dieselbe Erziehung genossen wie wir. Sie liegen mir ganz besonders am Herzen, denn, gleich mir, haben sie sich dem Lehrerinnenberuf gewidmet, für sie aber ist das Leben, das aus mir eine Bevorzugte gemacht, grausam und hart gewesen. Ich rede von jener Schar von Privatlehrerinnen, von Erzieherinnen und Gouvernanten, welchen es nicht gelungen ist, eine gesicherte, wenn auch bescheidene Existenz an einer Staatschule oder sonstigen öffentlichen Anstalt zu finden und welche gezwungen sind, durch Privatunterricht ein kümmerliches und ungewisses Brot zu verdienen. Schon vor dem Kriege war ihre Stellung höchst unsicher. Sie gingen dem Alter entgegen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich genug zu ersparen; allein, schutzlos, familienlos lebten sie kümmerlich dahin, immer noch darauf angewiesen, nach einigen Schülern zu suchen. Sie hatten sich doch ihr ganzes Leben hindurch redlich abgemüht und keineswegs verschwenderisch gehaust. Privatstunden aber werden nicht gut bezahlt. Bei uns, wo es Privatlehrerinnen im Ueberfluß gibt, ist das Angebot weit höher als die Nachfrage, und dies drückt auf die Preise und führt zu schmähhcher Ausbeutung der bedrängten Lehrerinnen. Wieviele unter ihnen müssen sich mit monatlich 60 Franken für täglich drei Unterrichtsstunden begnügen! Und dieselben Damen welche, ohne mit der Wimper zu zucken, einem Modeprofessor mit hochtönendem Namen für den Gesangsunterricht ihrer Tochter 20 Franken bezahlen, betrachten es als unerhörte Anmaßung, wenn eine Sprachlehrerin

2.50 für die Stunde verlangt. Kann man es doch von andern so viel billiger haben! Ich kenne eine ältere, feingebildete, sehr tüchtige Lehrerin, die, aus Angst ihre Schüler zu verlieren, sich bescheiden mit 1 Fr. für die Stunde begnügt. Dabei ist sie stets zu „Arrangements“ bereit, welche den Preis für die Stunde auf 70, ja 60 Centimes herabdrücken. Nur ganz ausnahmsweise gelingt es ihr, mit diesem Hungerlohn, täglich 6 bis 7 Franken zu verdienen. Sie hat Wochen, ja Monate beinahe völliger Arbeitslosigkeit durchlebt, denn nichts ist größeren Schwankungen unterworfen, als der Privatunterricht. Diese Frau hat mit unglaublicher Tapferkeit jene Zeit bitterer Not überstanden; wie Vielen aber fehlt es zum Durchhalten an der nötigen Kraft und Energie, sie verfallen in Mutlosigkeit und gehen schließlich in Not und Vereinsamung zugrunde.

Seit dem Kriege hat sich die Lage der Privatlehrerinnen noch bedeutend verschlimmert. Jeder sucht zu sparen wo er kann und die Nachfrage nach Unterrichtsstunden hat bedeutend nachgelassen. Dazu werden den Lehrerinnen noch Kriegspreise zugemutet. Ich stehe nicht an zu erklären, daß diese Kategorie von Intellektuellen zu denjenigen gehört, die am meisten unter dem Krieg gelitten haben. Sie sind von der Notstandsunterstützung der sonstigen Minderbemittelten ausgeschlossen. Ihr Würde erlaubt ihnen nicht, von der öffentlichen Wohltätigkeit zu leben. Es gibt Frauen aus ehrbaren Familien, welche durch Unterernährung geschwächt, schließlich Fehltritte begehen . . . Rückständiger Hauszins, beschlagnahmtes Mobiliar, durch Not und Entbehrungen verursachte seelische Depressionen, beständiges Bangen vor den Schwierigkeiten des kommenden Tages — wenn man sich dies alles so recht zu vergegenwärtigen sucht, kann es einem wahrhaft den Schlaf rauben.

Eine Anzahl großmütiger Menschen sind von diesen traurigen Zuständen tief erschüttert worden. Sie haben nach Mitteln gesucht, auf zarteste Weise den beschäftigungslosen Intellektuellen zu Hilfe zu kommen. In Lausanne z. B. gibt es die „Entr' aide confidentielle“ und die „Société de secours mutuels de l'Enseignement libre“, welche sich damit abgeben, den Lehrerinnen Schüler zu verschaffen. Zu diesem Zwecke werden Zeitungsannoncen zu niedrigem Preise, ja sogar kostenlos veröffentlicht. Es melden sich Schüler, die kein hohes Honorar bezahlen können. Und trotzdem wird den Lehrerinnen das normale Honorar ausgezahlt, die Gesellschaft begleicht die Differenz. Auf diese Weise haben in den letzten 26 Monaten 26 Lehrerinnen 2412 anständig honorierte Stunden geben können.

Um die hierzu nötigen Mittel zu beschaffen, wurde von den Organisatoren dieser Gesellschaften die Öffentlichkeit angerufen. Das Geld floß herbei und es konnte vielen Frauen geholfen werden. Jedesmal, wenn ich die Subskriptionslisten durchgehe und neben den bescheidenen Gaben ganz einfacher Menschen bedeutende Summen von reichen Spendern finde, freue ich mich, so viel guten Willen, so schöne

Freigebigkeit zu sehen. Und dennoch kann ich mich eines Hintergedankens nicht erwehren: ich frage mich, ob unter den Spendern, die sich so freigebig zeigen, nicht einige sich befinden, die für die Hungerlöhne mitverantwortlich sind, die auch an dem Honorar ihrer Angestellten, ihrer Lehrerinnen und Erzieherinnen geknaufert haben. Mag auch dieser Verdacht oft ungerechtfertigt sein, so ist er doch gewiß nicht immer unbegründet. Es ist so sehr viel leichter, Wohlthaten zu erweisen als Gerechtigkeit zu üben! Nur allzuviele Reiche gibt es, die sich selbst kein Vergnügen, keinen Luxus zu versagen vermögen und bei welchen das Sparen erst bei den Angestellten beginnt, bei den Wäscherinnen, den Friseurinnen, den Masseusen — den Lehrerinnen. Solchen zynischen oder unbewußten Egoisten gelten die furchtbaren Vorwürfe des Apostels Jakobus: „Nun wohl, ihr Reichen! Ihr habet auf Erden wohlküstig und üppig gelebt . . . Siehe, der Lohn der Arbeiter, die eure Felder geschnitten haben, der von euch zurückbehalten ist, schreit laut, und das Rufen der Schnitter ist vor die Ohren des Herrn der Heerscharen gekommen“.

* * *

Dicht neben uns, unter demselben Dache wie wir, leben kleine Schwestern, welche trotzdem, unbestreitbar, durch eine weite Kluft von uns getrennt sind. Ganz nahe sind sie uns, denn sie essen unser Brot, sie leisten uns intime Dienste, sie kennen unsere Eigenschaften und unsere Fehler ebensogut wie die Glieder unserer eigenen Familie. Denn ihnen gegenüber lohnt es sich nicht, sich zu verstellen. Und doch, wie weit sind sie von uns entfernt, gehören sie doch den sogenannten niederen Ständen an. Sie gehören zu unserem Hause, nicht aber zu unserer Familie. Sie reden in der dritten Person mit uns, so wie man in den monarchischen Ländern mit den Königen redet. Sie bürsten unsere Sessel, doch wären wir höchst entrüstet, wollten sie sich darauf setzen. In manchen Häusern ist die Kluft nur gering, in andern ist sie abgrundtief, vorhanden aber ist sie überall.

Die materielle Lage unserer Dienstboten hat sich in den letzten Jahren bedeutend gebessert. Ich werde Ihnen, meine Damen, nicht die Schmach antun, zu vermuten daß die Ihrigen noch in licht- und luftlosen Kammern schlafen, daß sie schlechter genährt werden als Sie und Ihre Kinder, daß Sie Ihnen die Bissen im Munde zählen. Dies alles gehört einer andern Zeit an. Selbst wenn Sie es wollten, Sie könnten nicht mehr so verfahren und wären die Ersten, dafür bestraft zu werden. Der Mangel an Dienstboten ist so groß geworden, daß man diejenigen, die man hat, festzuhalten sucht. Aber auch die Mägde leben, wie wir, nicht vom Brot allein, und nur allzuoft ist ihre Lage nichts weniger als beneidenswert. In den Familien, die nur eine Magd haben, steht dieselbe ganz allein. Sie ist allein in den Abendstunden. An Sonntagen und freien Nachmittagen fehlt es ihr oft an Ge-

gesellschaft, an Freundinnen, mit welchen sie spazieren gehen könnte. Uebrigens gibt es Hausfrauen, die es nicht lieben, wenn ihre Mägde Freundinnen haben! Wenn sie mehrere sind, die Arbeit unter sich zu teilen, so ist die Vereinsamung für sie nicht zu befürchten, die Klust aber, die die Herrschaft von den Dienstboten trennt, ist dann noch viel größer als in einfacheren Familien. Man kennt sie noch weniger, man kümmert sich nicht um sie. In manchen Familien läßt man ihnen aus Gleichgiltigkeit eine Freiheit, die oft zur großen Gefahr für sie wird. Oder aber man verbietet ihnen die unschuldigsten Vergnügen und übt die strengste Kontrolle über sie. Damit meint man es ja gewiß gut mit ihnen; es möchte aber doch nicht ganz das richtige Verfahren sein. Man denkt nicht, wie enge man solidarisch mit ihnen verbunden ist. Die jungen Mädchen, die Monate, vielleicht Jahre in einem Hause verbleiben, müßten etwas anderes daraus mitnehmen können, als kleine Ersparnisse oder selbst die Gewöhnung an Arbeit und Ordnung. Sie müßten fühlen, daß ihre Herrin auf ihr Wohl bedacht ist und nicht nur auf ihren eigenen Vorteil.

Wenn die Hausfrauen ihren Dienstboten gegenüber ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl hätten, wenn sie sie mit mehr Güte und Achtung behandeln würden, so wäre der Beruf eines „Mädchens für alles“, der doch schließlich ebenso ehrbar ist wie jeder andere, gewiß in unserm romanischen Volk nicht so sehr in Mißkredit geraten.

Unsere jungen Mädchen greifen viel lieber zu einem weit anstrengenderen, schlechter bezahlten Beruf; sie werden Arbeiterinnen, Ladnerinnen, vor dem Dienstbotenberuf schrecken sie mehr und mehr zurück. Dafür werden sie des Leichtsinns geziehen. Sie wollen frei sein, sagt man, um leben zu können, wie es ihnen beliebt. Nun, ich gestehe, daß ich an ihrer Stelle ebenso handeln würde wie sie. Nach getaner Arbeit wenigstens einige Stunden des Tages sich selbst angehören dürfen, die Illusion haben, man sei frei, man sei der Untergebene von niemanden — wiegt dies nicht so manche materielle Entbehrung auf? Es ist wie in der Fabel vom Wolf und dem Hund; meine Sympathie gilt in diesem Falle dem Wolf.

* * *

Ich sprach ferner von Ladnerinnen. Auch mit ihnen haben wir oft zu tun. Sie bedienen uns gewöhnlich mit der größten Höflichkeit; sie preisen die Waren an, und wenn wir ihnen etwas abgekauft haben, so bedanken sie sich verbindlich; damit hören dann gewöhnlich unsere Beziehungen auf. Sie bleiben uns unbekannt, von ihren Arbeitsbedingungen wissen wir nichts. Da sie gut, oft sogar elegant gekleidet sind, schließt man daraus, sie seien auch gut bezahlt. Und doch ist ihre Lage in den meisten Fällen recht schwierig. Nach einer durch die soziale Gruppe von Montricher in Lausanne und Vevey veranstalteten Enquete erhalten unsere Ladnerinnen für eine durchschnittliche Arbeitszeit von 9¹/₂ bis 11 Stunden, monatlich 91 Fr. Dies ist

gewiß wenig, wenn man bedenkt, daß damit in sehr vielen Fällen eine Mutter oder Kinder unterstützt werden müssen. Unter diesen Bedingungen große Ersparnisse zu machen, ist wohl ausgeschlossen. Und doch wie nötig wäre es! Nur selten behält man die Ladnerinnen, wenn sie zu altern beginnen. Die Kunden lieben junge Gesichter und wenn eine Verkäuferin mit 40 Jahren eine Stelle verläßt, findet sie nur selten eine neue. Selbst für alleinstehende Mädchen, falls sie ein wenig Freude am Puß haben, ist der Gehalt zum Leben ungenügend. Eine Verkäuferin sagte zu uns, der große Verführer sei der Luxus, der Puß. Man lebe mitten unter schönen Dingen und da sei es einem peinlich, unschön dagegen abzustehen. Schlecht sitzende, geschmacklose, unfeine Kleider, abgenutzte Schuhe und Handschuhe werden einem zumider. Groß wird dann die Gefahr, wenn man nicht seinen ganzen Verstand zusammennimmt. Diejenigen, die hübsch und kokett sind, erliegen nur allzu leicht der Versuchung, sich nach einem Freund umzusehen, der ihnen hilft, oder Begünstigungen eines Arbeitgebers anzunehmen, die sie teuer zu stehen kommen. . . . Gewiß gibt es rechtschaffene Mädchen, die den unlautern Vorschlägen ihrer Arbeitgeber widerstehen, dafür aber werden sie dann durch Schikanen aller Art und oft durch brutale Entlassung bestraft.

So hat also dieser anstrengende, schlecht bezahlte Beruf, der so viele junge Mädchen verlockt, seine große Schwierigkeiten und Gefahren. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Verkäuferinnen den ganzen Tag stehen müssen.

„Dies alles ist Sache des Arbeitgebers“, werden Sie sagen, „was können wir dazu tun? Wo ist die Solidarität zwischen jenen jungen Mädchen und uns?“ Dies ist ein sehr oberflächliches Urteil. Es gibt keine Kategorie von Arbeiterinnen, die mehr in unserer Gewalt sind, als die Verkäuferinnen. Sie hängen beinahe ebensosehr von uns ab, wie von ihrem Herrn. Dieser bezahlt sie, wir aber machen ihnen das Leben leicht oder schwer, je nachdem wir rücksichtsvoll oder schonungslos gegen sie verfahren. In sehr weitem Maße hängen sie von uns ab.

Wenn Sie es bezweifeln, so mögen Sie das Tagebuch einer Ladnerin lesen, welches von der „Action Populaire“ herausgegeben wurde.¹⁾ Das Tagebuch ist authentisch und läßt uns in die Gemütsverfassung einer Ladnerin tief hineinblicken. Mit einem ironischen und resignierten Lächeln führt sie uns die elegante Kundschaft vor. Erst die verdrießliche Dame, die nichts nach ihrem Geschmack findet und glauben würde, sich etwas zu vergehen, wenn sie einmal „guten Tag!“ oder „danke schön!“ sagte. Dann die anspruchsvolle Dame, welche ihre Bestellungen erst im letzten Augenblicke macht, uneingedenk der hierdurch entstehenden Ueberbürdung und Verlängerung der Arbeits-

¹⁾ Journal d'une demoiselle de magasin. No. 211 de l'Action Populaire. Paris. Victor Lecoffre, éditeur.

zeit. Endlich die unentschlossene Kundin, welche ganz unbewußt die Verkäuferinnen quält.²⁾ Die Lektüre dieses Tagebuches bereitet auf das schmerzliche Schlußwort vor: „10. September. Gestern habe ich auf einem Zeitungssteken folgendes gelesen: „Stupid wie das Lächeln einer Ladnerin.“ Ich weiß nicht, ob es stupid ist oder nicht, unser Lächeln; jedenfalls ist es zuweilen geradezu heroisch. Denn wir müssen immer lächeln, auch wenn uns das Weinen eine so große Erleichterung wäre . . .“

* * *

In den Straßen unserer Städte begegnen wir täglich hunderten von jungen Mädchen, die an ihre Arbeit gehen. Sie machen Beforgungen für ihre Herrinnen, sie sind Lehrtöchter, Arbeiterinnen, Gehilfsinnen u. s. w. Ich sehe sie gerne an mir vorübergehen; sie sehen sorglos und natürlich aus, ihre Augen glänzen und ihr Mund lacht. Wie gut verstehen sie das Lachen! Wie gut verstehen sie den Augenblick zu genießen, trotzdem sie in ihren jungen Jahren schon den Ernst des Lebens kennen gelernt haben, da sie sich ihr täglich Brot mühsam verdienen müssen. Ihre Heiterkeit ist wohl ein wenig unfein; ich freue mich trotzdem darüber, denn diese Augenblicke überschwänglicher Lustigkeit helfen ihnen, des Lebens einförmige Schwere besser zu ertragen. Sie sind ein wenig sentimental: Wie andächtig singen sie ihre Lieder! Wie gerne lesen sie traurige Bücher! Sie sind gut: Kummer, Krankheit, Tod einer ihrer Gefährtinnen findet immer ihre volle Sympathie. Ihre Interessensphäre ist jedoch klein. Klein ist ihre Freude, ihr Schmerz, ihr Groll. Sie sind durch und durch „Weib“, im guten und im schlechten Sinne des Wortes. In ihren jungen Jahren sind sie schon recht aufgeklärt, sie reden von der Liebe, lachend und scheinbar spöttisch zuerst, plötzlich werden auch sie davon ergriffen; es knüpfen sich Idyllen an, im Wald, im Atelier, besonders aber auf der Straße. Zuerst „plaudert man miteinander“, später „plaudert man nicht mehr“. Wenn man sich gegenseitig behagt, hat man eine „Bekanntschaft“ miteinander. Die Sache wird ernst. Manchmal ist die Familie eingeweiht. Von eigentlicher Verlobung aber ist noch nicht die Rede. Man ist noch nicht gebunden, man hat nur eine „Bekanntschaft“. Die einen betrachten diese „Bekanntschaft“ mit

²⁾ Als Beispiel hier nur ein einziges „authentisches Porträt.“ „Ein schöner Sommertag. Die Luft ist heiß und schwül . . . Auf dem Ladentische sind Baumwollstoffe hochaufgestürmt, kaum sieht man den Kopf der Verkäuferin über diesen Berg hervorragten. Immer noch schleppt sie neue Ware heran. Frau G. kann sich nicht entschließen. Battist ist zu leicht, Satinette zu glänzend, durchschimmernde Stoffe passen ihr nicht. Helle Farben halten das Waschen nicht aus, dunkle sind nicht elegant, grün steht nicht zu Gesicht, rot ist unfein. So muß man sich denn endlich für weißen Biqué entschließen. „Wieviele Meter darf ich abschneiden?“ fragt die Verkäuferin, während sie sich freundlich lächelnd den Schweiß von der Stirne wischt, froh, endlich ein Geschäft gemacht zu haben. „Geben Sie mir 25 Centimeter, es ist für eine Herren-Kravatte!“

jungen Burschen als etwas sehr Ernstes, den andern dient sie nur als Kurzweil. Auf die Frage, welches ihre liebsten Zerstreuungen seien, antworteten neulich junge Arbeiterinnen prompt: Die Bekanntschaft, die Bekanntschaft auf den Bänken. Hinter dieser spaßhaften Antwort liegt viel Wahrheit verborgen.

Werden wir deswegen diese jungen Wesen des Leichtsinns anklagen? Ich glaube, wir dürfen sie nicht nach demselben Maße messen, wie unsere eigenen Töchter. Früher war ich zuweilen etwas „schokiert“ kleine Freundinnen Arm in Arm mit jungen Leuten lustwandeln zu sehen. Dies war wohl ein wenig pedantisch von mir. Ich habe seitdem gelernt, daß man nichts Böses da sehen muß, wo nichts Böses ist, wo die Betreffenden selbst an nichts Böses denken. Und ich erkläre anstandslos, daß die meisten dieser jungen Mädchen gesund und redlich sind. Es ist ganz natürlich, daß sie danach streben, sich zu verheiraten. In den Arbeiterklassen ist das Leben einer alleinstehenden Frau nicht beneidenswert. Auch ist in ihrem Arbeitsleben die Liebe des Lebens große Leuchte. Doch ist sie auch die große Gefahr. Sie sind so wenig beschützt, diese Kleinen. Wenn ich sie mit den Töchtern unserer Kreise vergleiche, so krampft sich mir das Herz zusammen. Ich erinnere mich an Schulfreundinnen, die sich offen dem „Flirt“ hingaben und darin das Maß weit überschritten. Aber ihr Name, ihre soziale Stellung beschützten sie derart, daß für sie nichts Schlimmes daraus entstand und heute sind diese kleinen Koketten geachtete Gattinnen und Familienmütter. Ein junges Lehrmädchen hingegen hat keinen andern Schutz gegen die Zudringlichkeit der jungen Burschen, als eine eigene Festigkeit und Sittsamkeit. Verkehrt sie mit einem Arbeiter, so wird sie vielleicht trotzdem unterliegen. Allerdings sind dann für sie die Folgen weniger bedenklich, denn geschieht ein Unglück, so heiratet der Arbeiter wahrscheinlich die von ihm Verführte. Was mich ganz besonders für meine kleinen Freundinnen beängstigt, das sind die Studenten, die Fremden mit erotischem Reiz, die Söhne guter Familien, alle diejenigen, die ihre Sinnlichkeit nicht an Mädchen ihrer eigenen Kreise befriedigen können und dann skrupellos anderswo Entschädigung suchen . . . Eines schönen Tages entdeckt die junge Arbeiterin, daß ihr Fehltritt Folgen hat. Sie verheimlicht sie so lange sie kann; sie rettet den Schein, sie arbeitet mutig weiter. Dazu gehört große Willenskraft! Eines Tages jedoch kommt alles heraus und die Schande ist da. Und der Vater ist zuweilen brutal. Die Geburt eines ersten Kindes bedeutet wohl für die verheiratete Frau den Gipfelpunkt des Glückes, für die Unglückliche jedoch ist sie nur Verzweiflung und Schande.

Oft schon bin ich solchem Jammer gegenüber gestanden und jedesmal überfiel mich ein bedrückendes Gefühl der Ohnmacht. Ich fühlte schmerz erfüllt meine Solidarität mit diesen unglücklichen Mädchen; ich fühlte mich ihre Schwester, und doch wußte ich ihnen nichts zu sagen. Solange sie noch gekämpft und widerstanden hatten, hätte ich

ihnen helfen können. Jetzt war etwas Neues zwischen sie und mich getreten. Die Erfahrungen, die sie gemacht hatten, waren nicht die meinen. Ich hätte von der Heiligkeit und Erhabenheit der menschlichen Liebe mit ihnen reden mögen, von den Schmerzen und der Schönheit der Mutterschaft, von allem, was sie diesen kleinen Wesen sein müßten, die niemanden auf der Welt hatten als sie . . . Ich konnte nicht davon reden, ich hatte nicht das Recht, davon zu reden, weil dies alles mir ja fremd war. Die jungen Frauen aber, deren Leben durchsonnt ist von Gattenliebe und erster Mutterschaft, diese Glücklichen unter den Glücklichen möchte ich so recht innig bitten, sich ihrer unglücklichen Schwestern anzunehmen. Wer könnte sie besser verstehen, wer besser mit ihnen sympathisieren, wer ihnen besser beistehen als sie? Ich denke an die Wunder, die Josephine Butler vollbracht hat, an die warmen und zarten Worte, die sie zu finden wußte, um die am tiefsten Gesunkenen ihres Geschlechts zu trösten und aufzurichten. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen eine der schönsten Stellen ihres Buches vorzulesen:

Fragment aus den „Erinnerungen“ von Frau J. Butler.

„Ich habe früher in meiner Heimat zuweilen Bordelle besucht. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages in einer Stube mit 20 meiner unglücklichen Schwestern zusammensaß. Die meisten hockten auf dem Boden und sahen müde und gleichgiltig aus. Einige hatten einen harten Gesichtsausdruck, andere betrachteten mich mit kindlicher Neugierde. Ich schilderte ihnen den Segen des eigenen Heims, das Glück treuer Gattenliebe, die sonnigen Freuden der Mutterschaft. Ich sagte ihnen, wie selbst die bescheidensten häuslichen Arbeiten zur Freudensquelle würden, in einer Häuslichkeit, in der die Liebe, die echte Liebe zwischen Mann und Frau wohne, die mit jedem gemeinsam verlebten Tage tiefer und heiliger werde. War es grausam, so mit ihnen zu reden? Fast könnte man es meinen. Und doch schien es nicht so zu sein. Alle Häupter neigten sich, keine Härte, keine Gleichgiltigkeit mehr in den Blicken, Tränen rannen ihnen auf die gefalteten Hände, sie verbargen ihre Gesichter auf den Schultern ihrer Gefährtinnen. Von allen Seiten ertönte Seufzen und Schluchzen. Es war wie eine Klage, eine Klage verzweifelter Seelen: „Zu spät, zu spät! Dies Glück ist nicht für uns. Einst hegten auch wir solche Träume, jetzt aber ist es für immer vorbei.“

Ich ließ mich auf den Boden niedergleiten, um näher bei ihnen, um auf demselben Niveau zu sein wie sie. Ich redete mit ihnen; der Worte kann ich mich nicht erinnern, dies aber war der Sinn: Mut meine Geliebten, verzweifelt nicht, ich bringe Euch eine gute Botschaft! Ihr seid Frauen, und eine Frau ist immer etwas Schönes. Man hat Euch in den Schmutz hinuntergezogen, Ihr seid aber trotzdem noch Frauen. Es ist möglich, daß das Leben, das ich geschildert, für Euch

ewig unerreichbar bleiben wird. Doch kann ich auch Euch noch etwas Gutes verheißen, ein wenig Glück noch in diesem Leben. Wahrhaftig ich sage es Euch, etwas Besseres könnt Ihr noch werden als glückliche Gattinnen und Mütter: Ihr könnt zu Retterinnen Eurer Schwestern werden."

Unter denen, die wir die Verworfenen nennen, habe ich einige gekannt, welche ihre Schwestern besser zu retten verstanden als echte Christinnen, die niemals vom Pfad der Tugend abgewichen waren."

Möchten viele unter Ihnen, meine Damen, zu Fortsetzerinnen werden des Wirkens jener edeln Frau, die sich so intensiv solidarisch mit allen Frauen verbunden fühlte.

* * *

Die ganz Verirrten jedoch sind selten. Die meisten jungen Mädchen aus dem Volk verheiraten sich. Ich sagte, sie seien sentimental. Was jedoch die Ehe anbelangt, sind sie sehr positiv. Was sie von ihren Männern verlangen, ist, daß sie arbeitjam, treu und keine Trinker seien. Letzteres ist ein wichtiger Punkt für sie. Wenn der Mann ein gutes Handwerk hat, wenn er 7, 8, 9 Fr. täglich verdient, so wird das Leben leicht und die junge Frau glücklich sein.

Die Kinder kommen gewöhnlich bald, da wird die Aufgabe schon komplizierter. In manchen Arbeiterfamilien erscheint der Storch jedes Jahr und die Einnahme steigt nicht im Verhältnis dazu. Ich sprach von einem Lohn von 9 Fr. Soweit bringen es aber nur die Wenigsten. Die Gemeindearbeiter erhalten nur 5 Fr. täglich, gewisse Handlanger 35 Cts. die Stunde. Ich weiß einen alten Fuhrmann, der für eine elf- bis zwölfstündige Arbeitszeit nur einen Taglohn von 5 Fr. erhält. Und sein Handwerk ist anstrengend. Soll damit eine Familie von fünf bis sechs Kindern aufgezogen werden, so ist die Aufgabe der Hausfrau wahrlich nicht leicht! Kommt dann gar noch eine Krankheit dazu, so schmelzen die Ersparnisse der ersten Jahre rasch zusammen. Davon habe ich in den letzten beiden Jahren mehr als ein Beispiel gesehen . . . Dann kommt es soweit, daß der Hausvater Arbeit zu jedem angebotenen Preis annimmt und es finden sich immer Leute, die seine Not ausnützen!

In solchen Verhältnissen bleibt der Hausfrau nichts anderes übrig, als selbst nach Arbeit zu suchen. Ihre eigene Haushaltung in Unordnung lassend, geht sie aus, anderer Leute Haushaltungen in Ordnung zu bringen. Die Kinder sind in der Schule, die Kleinsten in der Kleinkinder-Bewahranstalt, oder bleiben, falls diese zu weit von der Wohnung entfernt ist, unter dem Schutz eines der älteren Geschwister zu Hause. Oder die Mutter schleppt sie mit sich in die Häuser, in welchen sie arbeitet — falls die Herrschaft es zu gestatten geruht! Hat der Mann keine Arbeit und ist er gutmütig, so wird er das Hauswesen besorgen, allerdings mit mehr oder weniger Geschick. Uebrigens, wenn man zu sieben oder acht in zwei Stübchen zusammen-

gepflegt ist, so müßte man ein wahres Genie sein, um dieselben reinlich, ordentlich und gesund zu erhalten. Neulich wurde mir erzählt, daß eine wohlhabende Dame einer armen, mit Kindern reichgesegneten Mutter über den unordentlichen Zustand ihrer einzigen Stube Vorwürfe machte: „Wenn man nur eine einzige Stube hat, sagte sie, so ist es doch wahrlich nicht schwer, dieselbe reinlich zu erhalten.“ Welche verblüffende Unkenntnis der Lebensbedingungen armer Leute!

Viele Familienmütter ziehen es vor, sich nach Heimarbeit umzusehen, um bei ihren Kindern bleiben zu können.

Die Heimarbeit! Lange könnte man darüber reden. Sie ist eine Schande unserer Zivilisation und doch, wollte man sie abschaffen, so würden viele Frauen, die nur dieses einzige Existenzmittel haben, darüber verzweifeln. Nur möge die Frau, die zur Heimarbeit greift, sich ja nicht einbilden, sie würde ihr Hauswesen besser besorgen können als die Tagelöhnerin. Kochen, Flecken, Keilichkeit, alle häuslichen Pflichten treten in den Hintergrund. Hauptsache ist es, daß die Bestellung rechtzeitig abgeliefert werde. Bald kommt es dann soweit, daß die Kinder auch mithelfen, und kaum aus der Schule heimgekehrt, sich an die Arbeit setzen müssen. Man hat in Basel achtjährige Kinder gesehen, die beinahe jeden Abend bis spät in die Nacht hinein beschäftigt waren, Bänder aufzurollen.

Diese Arbeitsüberbürdung der Frauen und Kinder kommt von der Ausbeutung durch die Unterhändler her, denen ihr Geschäft beträchtlichen Gewinn einträgt.

Bei Gelegenheit der Heimarbeitsausstellung im Jahre 1912 in Antwerpen wurden, nach Aussage von Frl. Courd, folgende Preise konstatiert:

Es gibt Arbeiten, bei welchen die Frauen für drei Stunden Arbeit 12 Cts. verdienen. Das Verfertigen einer Kinder- oder Frauenschürze wird mit 4 bis 12 Cts. bezahlt. Durchschnittlich verdient eine Heimarbeiterin 1 Fr. 50 für eine zehnstündige Arbeitszeit.

Ich will Sie mit weiteren Zahlen verschonen. Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß solche Hungerlöhne auch bei uns existieren. Dies konnte man 1909 bei der Heimarbeitsausstellung in Zürich konstatieren. Selbst die Stuben, die armseligen Mansarden, der Heimarbeiter waren genau nachgebildet. Das Bild war erschütternd.

In Lausanne sind die Löhne empörend niedrig. Ein einziges Beispiel möge genügen: Ein Frauenhemd zu nähen trägt 35 Cts. ein und dazu muß man noch den Faden selbst liefern. In der Zentralschweiz, wo die Strohflechterei, in der Ostschweiz, wo die Stickerei blüht, sind die Löhne noch geringer . . .

Ja, das Leben der Frauen aus dem Volke ist schwer. Durch den Krieg ist es noch schwerer geworden. Selbst uns macht die zunehmende Teuerung Sorge, was aber sind unsere Sorgen, was sind unsere Entbehrungen im Vergleich mit den ihrigen?

Worüber ich mich immer wieder wundere ist, diese Frauen so wenig erbittert, so wenig vergrämt zu sehen. Sie leben in den Tag hinein, dem folgenden Tag seine Sorgen überlassend. Und dennoch stehen Sorge und Entbehrung gar Vielen auf dem Gesichte geschrieben und sie altern frühzeitig. Ich sehe solche Familienmütter an mir vorbeigehen, die, durch Arbeit, Entbehrung und zahlreiche Mutterschaften erschöpft, der baldigen Ankunft eines weiteren nach Nahrung schreienden Sprößlings keineswegs freudig entgegensehen, sondern darin nur eine Veranlassung zu neuen Entbehrungen erblicken.

Vor meinen Augen steht das Bild einer armen Frau, die zwölf Kindern das Leben geschenkt, die sich für dieselben abgearbeitet, sie zu rechtschaffenen Knaben und Mädchen erzogen hat und die nun ihre Töchter, sobald sie das Alter erreichen, in dem auch sie beginnen könnten, etwas mitzuverdienen, eine nach der andern der Tuberkulose — der Krankheit der Armen — erliegen sieht. Ihre Söhne sind im Krieg gefallen und nun fragt sie sich voller Verzweiflung, wie es ihr gelingen solle, mit ihrem kranken, durch Ueberanstrengung erschöpften Manne die Kleinsten aufzuziehen, und ob es sich überhaupt lohne, Kinder zu haben, nur um sie sterben zu sehen.

* * *

Dies, meine Damen, ist das Leben Ihrer unbekanntten Schwestern! Für uns aber, für die Bevorzugten, ist das Leben leicht und behaglich. Es wird nur kompliziert, wenn wir es uns selbst komplizieren. Wir erhalten eine Erziehung, die es uns ermöglicht, alle Freuden des Geistes, alles Schöne, alles Große in vollen Zügen zu genießen. Unsere privilegierte Stellung schützt uns gegen die aufreibenden Sorgen, ja bis zu einem gewissen Grade sogar gegen Krankheit und Tod. Sie schützt uns auch, und ganz besonders unsere Töchter, vor so mancher moralischen Gefahr. Sie erlaubt uns das zu werden, was wir zu sein behaupten: eine Elite.

Hatte ich so ganz unrecht, als ich behauptete, wir seien durch eine abgrundtiefe Kluft von ihnen getrennt?

Nun drängt sich uns eine ernste Frage auf: Müssen wir diese Kluft als von Gott gewollt, als in der Natur der Dinge liegend betrachten? Ist diese Ungleichheit, die uns zum Vorteile gereicht, ebenso unvermeidlich wie die Ungleichheit der Intelligenzen oder der Zufall der Treffer in der Schlacht!

Wenn dem so wäre, dann dürften wir uns als unverantwortlich betrachten und brauchten uns nicht zu beunruhigen. Wir könnten einfach den Armen den Rat geben, sich in das Unvermeidliche zu fügen und voller Zuversicht auf eine bessere Welt zu hoffen. Durch unsere Almosen würden wir es den Unglücklichsten unter ihnen ermöglichen, dieses Abwarten zu ertragen und wir könnten mit ruhigem Gewissen uns all' der Güter erfreuen, die Gott so reichlich auf unsern Lebensweg austreut.

Unser ganzes Wesen jedoch sträubt sich gegen eine derartige Auffassung. Unser Gewissen sagt uns, Bevorzugung bedeute Verantwortlichkeit.

Auch die Stimme der Vernunft redet zu uns: Wir sind doch Schweizerinnen. Wir sind in der Schule der Demokratie erzogen worden. Und diese erhebt, im Prinzip, wenn auch nicht in der Tat, die Bescheidensten unter den Bescheidenen auf die gleiche Stufe mit uns, denn sie sieht in jedem Menschen einen Mitbürger und alle sind vor dem Gesetze gleich. Unsere Vernunft protestiert gegen allzu schreiende Ungleichheiten.

Zudem sind Viele von uns Christinnen. Und hat nicht Christus die Wichtigkeit der sozialen Verschiedenheiten erwiesen?

In seiner Schule habe ich gelernt, daß die materiellen Ungleichheiten nicht von Gott gewollt sind. Er liebt alle seine Kinder mit der gleichen Liebe und es sind die Menschen in ihrer Härtherzigkeit, die an der den Ungleichheiten, die ihnen zum Vorteile gereichen, schuld sind. Die Christen haben die Pflicht, sich davon zu befreien und ihr Teil des menschlichen Leids auf sich zu nehmen.

Das Christentum geht noch weiter als alle Gleichheitsverkünder. Wie Felix Bovet richtig bemerkt, stellt es die Ungleichheit wieder her, aber in umgekehrtem Sinne als bisher. Es erklärt ausdrücklich, die Ersten würden die Letzten sein, der Reiche sei dem Himmelreich entfernter als der Arme, derjenige, der diene sei demjenigen überlegen, der sich bedienen lasse und was bei den Menschen hoch sei, das sei ein Greuel vor Gott.

So wird denn die bestehende Klust zugleich von unserer Vernunft, unserm Gewissen und unserm Christentum verurteilt. Mit Monod möchte ich Ihnen zurufen, das Elend gehöre nicht mehr zum Bestand der Dinge als die Sklaverei. Das Elend ist eine künstlich erzeugte Kalamität und beruht im letzten Grunde auf Unvorsichtigkeit, Unwissenheit, Egoismus, Ungerechtigkeit. Auch wollte ich, wir würden uns, unserer Solidarität mit allen Frauen, ja mit dem ganzen Menschengeschlechte eingedenk, das Wort *Gratry's* zu eigen machen: „Nur eines erwarte ich von meinen Mitmenschen: daß sie das Elend aus der Welt schaffen.“

Aber indem wir dies großartig schöne Wort aussprechen, ergreift uns ein Schwindel. Das erdrückende Gefühl unserer Ohnmacht krampft uns das Herz zusammen. Durch unser Glück und unsern Reichtum sind wir gleichsam an Ketten gelegt. Wohl oder übel gehören wir der modernen Gesellschaft an und die ist ungerecht und grausam. Durch die bloße Tatsache, daß diese Ungerechtigkeit und diese Grausamkeit uns zum Vorteil gereichen, müssen wir uns als Mitschuldige betrachten. Tolstoj hat jahrelang darunter gelitten, zu den Bevorzugten zu gehören, er fühlte sich mit allen Unglücklichen solidarisch verbunden. Trotz seines großen Herzens und seiner redlichen Bemühung gelang es ihm nicht, seine Ketten zu sprengen, bis zu dem Tag, da er die Seinigen

verließ und hinging, in Not und Vereinsamung zu sterben, ohne jemals seinen Traum von Gerechtigkeit und Liebe verwirklicht zu haben.

Immer stehen wir vor demselben, unerbittlichen Problem. Fühlen Sie Ihr Herz nicht beklemmt und bedrückt? Schreit Ihr Gewissen nicht immer wieder auf: Was tun? O! meine Damen, ich bringe Ihnen keine fertigen Lösungen, keine unfehlbaren Heilmittel gegen die Leiden der Menschheit. Höchstens kann ich Ihnen die Richtung andeuten, in welcher ich selbst mich tastend fortzubewegen suche.

Wenn wir Frauen mithelfen wollen, eine neue, bessere und gerechtere Gesellschaft aufzubauen, so müssen wir vor allen Dingen den ganzen Greuel der heutigen Gesellschaft einsehen lernen. Wir müssen sie sehen so wie sie ist. Wir müssen die Augen aufstun, selbst wenn es sehr viel angenehmer wäre, sie in behaglicher Gemütsruhe geschlossen zu halten. Vor allen Dingen müssen wir unsere eigene Mitverantwortlichkeit einsehen lernen. Es ist uns peinlich, uns mitverantwortlich zu fühlen. Wir suchen nach Ausflüchten. Wir sagen: „Es ist doch nicht meine Schuld“, oder „bin ich der Hüter meines Bruders?“ Und wenn wir unser Gewissen auf diese Weise zu beruhigen suchen, so ist es, weil wir, durch die Anerkennung unserer Mitverantwortlichkeit, uns zum Leiden verurteilen würden, und der Mensch liebt es nun einmal nicht, zu leiden.

Und doch müssen wir leiden.

Wir, die Privilegierten, wir müssen unter unseren Privilegien leiden, wir müssen sie als einen beständigen Vorwurf empfinden und müssen versuchen, Verzeihung dafür zu erlangen. Wir müssen nach Gerechtigkeit hungern, unser ganzes Leben muß nach der Gerechtigkeit hin orientiert sein.

„Große Worte“, werden Sie sagen, „was wir verlangen, ist ein Programm der Tat.“

Nicht ich kann Ihnen ein solches geben. Jede von Ihnen muß sich ihr Programm je nach den Verhältnissen selbst machen. Uebrigens handelt es sich auf diesem Gebiet ebenso sehr, wenn nicht mehr noch darum, zu sein, als zu tun.

Gewiß bewundere ich die Vereine zur Hebung der Sittlichkeit und zum Schutze der gefährdeten Jugend. Gewiß bewundere ich die Frauen, die der Tätigkeit in diesen Vereinen ihre Bequemlichkeit, ja ihre ganze Zeit und Kraft zu opfern wissen. Und ich glaube gewiß, daß in den „Damenkomitees“, über die man sich zuweilen lustig macht, doch recht gute Arbeit getan wird. Eines jedoch macht mich stutzig: Ich weiß, daß viele Damen ihren „Verein“ haben wie ihren „jour fixe“, weil es eben „gut aussieht“; daß sie ihre Mußestunden opfern, wie man seinen Ueberfluß verschenkt, ohne zugleich auch ihr Herz mitzuverschenken — und dies macht ihre Bemühungen steril.

Noch etwas anderes befürchte ich: Gar oft, wenn man sich durch seine Privilegien bedrückt fühlt, flüchtet man sich, um sein Gewissen zu beruhigen, in „gute Werke“ hinein, in dem fieberhaften Verlangen,

zu handeln, um nur ja zu vergessen. Es ist so sehr viel leichter, zu handeln als zu sein. Es ist so sehr viel leichter und auch so sehr viel amüsanter, Wohltätigkeitsverkäufe und Wohltätigkeitsbälle zu organisieren, als sein Leben der Nächstenliebe zu widmen.

Versuchen wir es doch einmal, so zu handeln, daß wir uns denen gegenüber, die für uns arbeiten, nichts vorzuwerfen haben. Bezahlen wir unsere Lieferanten rechtzeitig, damit auch sie ihre Untergebenen bezahlen können. Machen wir es uns zur Pflicht, bis das Lohnsystem überhaupt abgeschafft sein wird, unseren Besoldeten wenigstens menschenwürdige Löhne zu bezahlen und nicht auf ihre Kosten Ersparnisse zu machen. Auch wollen wir uns bemühen, sie rücksichtsvoll zu behandeln, keine unnötige, übermäßige Arbeit von ihnen zu verlangen, ihre Kräfte und ihre Würde möglichst zu schonen. Wenn wir diesen Prinzipien bis in alle Einzelheiten treu bleiben, so sind wir der Gerechtigkeit schon um einen guten Schritt näher gekommen.

Aber noch einen weitem Schritt können wir tun, einen Schritt, der beinahe einem Sprunge gleichkommt: wir können die Luft übersteigen, die uns von den Frauen des Volkes trennt, wir können außer der Gerechtigkeit auch noch die Brüderlichkeit verwirklichen.

Viele Hindernisse werden wir jedoch auf unserm Wege finden: Erstens die Vorurteile. Wie viele Frauen der Bourgeoisie sind durchdrungen von dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit über die Frauen „auf der andern Seite!“ Welchen großen Wert legt man auf die Erziehung, auf all diesen glänzenden Firnis, welcher die Frauen reizend, fein, kultiviert erscheinen läßt! Diese Ueberzeugung ihrer eigenen Ueberlegenheit macht, daß so viele Damen, wenn sie die Frauen des Volkes auffuchen, ihnen von oben herunter Ratschläge erteilen, praktische Ratschläge für Haushaltung, Erziehung, Hygiene, oder auch moralische Ratschläge für allerlei passive Tugenden, wie Geduld, Zufriedenheit, Resignation. Oder sie ermahnen ihre Schützlinge, zu bedenken, was ihnen Gutes verbleibt. Alles dies kommt ja gewiß aus gutem Herzen. Und doch frage ich mich, ob unsere Damen zu solchen Ratschlägen und Ermahnungen berechtigt sind, ob es nicht zudringlich ist, seinen guten Rat zu erteilen, wo er nicht verlangt wird. Auf jeden Fall müßte man dabei mit sehr viel Vorsicht, Takt und Herzengüte verfahren, um nicht die Frauen, denen man helfen möchte, zu kränken und sie in dem sehr berechtigten Gefühl ihrer Würde zu verletzen.

Man findet sehr viel Zartgefühl und Würde bei ganz einfachen Menschen. Wir vergessen es nur zu oft. Wir lassen uns durch den Schein trügen, durch vulgäre Redensarten, durch tausend kleine Einzelheiten, die gegen den guten Geschmack verstoßen. Und in unserm Abscheu vor allem Gemeinen denken wir nicht daran, daß es nur eine wahre Bornehmheit gibt: die aus der Schönheit der

Seele entspringt, und daß diese Bornehmheit sich, Gott sei Dank, auf beiden Seiten der Luft findet.

Wer ein mitfühlendes Herz in der Brust hat, wird gewiß tiefes Mitleid für die Frauen empfinden, die mühsam ihr Brot verdienen. Dies ist aber nicht, was sie von uns verlangen. Wir, meine Damen, möchten uns auch nicht gerne bemitleiden lassen; denn Gegenstand des Mitleids zu sein, ist immer ein wenig demütigend. Uns aber stehen Mitleidsbezeugungen ganz besonders schlecht an. Habe ich einem Menschen, sei es auch unwillkürlich, unrecht getan, habe ich ihn in meiner Gedankenlosigkeit gekränkt und verletzt — darf ich dann zu ihm sagen: „Ich habe Mitleid mit Ihnen?“ Müßte ich ihn nicht weit eher um Verzeihung bitten? Auch die Beschützermiene, die man so oft annimmt, wenn man mit den Kleinen dieser Welt redet, dünken mich höchst unpassend. Eine demütige Haltung der Reichen und Glücklichen diesen Enterbten gegenüber würde ihnen gewiß weit besser anstehen.

Von allen Vorurteilen der Gelder und der Geburt müssen wir uns zu befreien suchen, wollen wir die Hindernisse überwinden, die uns von den Frauen, denen wir uns nähern möchten, trennen.

Zahlreich sind sie, diese Hindernisse!

Manche dieser Frauen sind erbittert und mißtrauisch. Selbst wenn wir, von den besten Absichten beseelt, zu ihnen gehen, betrachten sie uns nur zu oft als Feindinnen. In ihren Augen sind alle Reichen genußsüchtige Bourgeois, Ausbeuter, Egoisten. Sie sagen es uns vielleicht nicht direkt, ihr ganzes Verhalten uns gegenüber ist aber verschlossen und mißtrauisch. Können wir uns darüber wundern? Für diese Frauen gehören wir eben zu jener Klasse, unter der sie so viel zu leiden haben. Sie sind so oft ausgenützt, übervorteilt worden, daß sie instinktmäßig hinter unserer Freundlichkeit und den guten Worten, die wir ihnen schenken, irgend einen eigennützigen Zweck zu erblicken glauben. Dieses Mißtrauen ist die natürliche Folge unserer privilegierten Stellung. Um es zu zerstreuen, bedarf es unsererseits großer Bemühungen und vieler Liebe.

Diese Erbitterten und Verärgerten aber sind mir sehr viel lieber, als diejenigen Frauen, die vor den Reichen hündisch kriechen, um irgend ein Almosen von ihnen zu erhaschen. O über unsere Almosen, unsere guten Werke, unsere weltliche Charitas! Zu würdelosen, unterwürfigen Heuchlern erziehen wir damit die Armen.

Ich weiß wohl, daß in unserer heutigen Gesellschaft derartige Viderungsmittel notwendig sind, daß man den Leidenden helfen muß; unser Verfahren dabei grenzt aber oft an Grausamkeit.

Glücklicherweise fehlt es neben den verbitterten und den kriechenden Frauen auch nicht an solchen, die Ihnen zwar nicht entgegenkommen, weil dies gegen ihre Würde ginge, (Sie selbst verlangen es ja gewiß auch nicht von ihnen) die aber Ihr Entgegenkommen wohl mit Staunen und einer gewissen Zurückhaltung, aber doch freudig

und mit gerührter Dankbarkeit annehmen werden, einer Dankbarkeit, die nach und nach zur wirklichen Anhänglichkeit werden kann.

Allerdings ist es nicht immer leicht, es zu einem wahrhaft schweesterlichen Verhältnis zu bringen, zu einem einfach natürlichen Verkehr, wie mit Gleichgestellten. Auf beiden Seiten muß man noch dazu erzogen werden. Aber es lohnt gewiß der Mühe, wenn man sich bestrebt, die Schwierigkeiten zu überwinden. Eines Tages aber wird es doch gelingen, die Klust wird überschritten, oder diese überhaupt gar nicht mehr vorhanden sein.

Eine mir befreundete junge Dame aus den sogenannten gebildeten Ständen hatte sich einer durch hervorragende Herzens- und Geistesgaben ausgezeichneten jungen Arbeiterin angeschlossen. Sie sahen sich oft, hatten gemeinsame Interessen, ein gemeinsames Ziel, denn sie waren beide Sozialistinnen und Christinnen. Meine Freundin fühlte sich ihrer Gefährtin sehr nahe, hatte aber das Empfinden, als ob diese, trotz ihres Vertrauens und ihrer rührenden Anhänglichkeit, sich dennoch ihr gegenüber stets ein wenig in der Defensiv verhielt. Sie wollte sich Gewißheit verschaffen und sprach mit ihrer Gefährtin von den Schranken, die zwischen den verschiedenen Klassen bestehen. Sie sah, daß diese Schranken von der jungen Arbeiterin viel mehr empfunden wurden, als von ihr selbst, und sie betrückte sich darüber. Sie fragte sich, ob denn diese Schranken ewig bestehen würden; selbst zwischen zwei Menschen, die einander lieb hätten und die beide nur dienen wollten. Nach einigen Wochen gemeinsamer Arbeit erhielt sie zu ihrer großen Freude von ihrer Freundin einen Brief, in welchem diese ihr sagte, die Schranken seien gefallen und sie wisse nun, daß zwischen Menschen, die demselben Ideale zustrebten, keine Schranken von ewiger Dauer sein könnten.

Glücklich diejenigen, denen es vergönnt ist, eine so herrliche Erfahrung zu machen. An Ihnen allen liegt es, ebenfalls derartiges zu erleben.

Ich glaube, daß solche persönlichen Erfahrungen, solche tatsächlichen Verwirklichungen von ein wenig Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, eine weit größere Bedeutung haben, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Es ist notwendig, daß unsere jetzige Generation im Kleinen tue, was dann die kommende Generation im Großen ausführen wird.

Von dem Tage an, an dem die gebildeten Frauen, und ganz besonders die Familienmütter, jeder Arbeit, welcher Art sie auch sei, dieselbe Achtung bezeugen werden, wird dies gewiß auch bei ihren Kindern zur Selbstverständlichkeit geworden sein. Aufgabe der Mütter ist es, ihren Söhnen die Achtung vor der Frau einzuprägen, vor jeder Frau, sowohl vor der Magd und der Wäscherin, als vor ihren eigenen Schwestern. Ich denke auch an Ihre Töchter, meine Damen. Wie wollte ich daß ihnen einige der Kämpfe, die unsere Generation zu bestehen hat, erspart blieben. Ich sage: unsere Generation,

aber denjenigen unserer jungen Mädchen, die jetzt zwischen 18 und 25 Jahren stehen, bleiben diese Kämpfe ebenfalls nicht erspart. Wieviele unter ihnen hätten gewünscht, von frühester Jugend auf, sich weniger bevorzugten Töchtern annähern zu dürfen, und wurden durch die Vorurteile ihrer Mütter davon abgehalten. Und so hat sich die Kluft zwischen ihnen erweitert und die gegenseitigen Mißverständnisse sind durch das gegenseitige Sichnichtkennen immer größer geworden.

Bedenken wir es recht. Wir müssen unsere Töchter auf ihre zukünftigen Aufgaben vorbereiten. Gewaltig werden diese Aufgaben sein. Wer weiß, was uns morgen alles erwartet?

Viel Groll hat sich im Volk angehäuft. Groll und Haß für alle Privilegien. Dies ist Ihnen wohl noch nicht klar genug, meine Damen. Wäre es Ihnen ganz klar, so käme eine große Unruhe über Sie...

Und haben wir diesen Haß nicht schließlich wohl verdient? Sind wir nicht mitverantwortlich für das, was ihn heraufbeschworen? Und wenn es unsere Kinder wären, die ernten müßten, was unsere Generation gesät? . . .

Wir stehen am Vorabend großer Umwälzungen. Wird unsere Generation eine „Nacht vom 4. August“ erleben, in welcher der Verzicht auf alle ihre Privilegien von Ihnen gefordert werden wird? Wer kann es wissen?

Wir müssen unsere Nachkommen auf ein einfaches, arbeitsreiches Leben vorbereiten; auch auf große Opfer müssen wir sie vorbereiten. Sollte für die Frauen unserer Bourgeoisie die Opferstunde schlagen, so möchte ich sie flehentlich bitten, dieselbe mit ebensoviel Seelengröße zu bestehen, wie sie der französische Adel am 4. August bestand.

Sedenfalls kenne ich Männer und Frauen, die trotz ihrer Angst vor dem Unbekannten doch freudigen Herzens auf ihre Privilegien verzichten würden, um sich von den Gewissensbissen zu befreien, die sie darüber empfinden.

Diese sind die Armen am Geist, die Christus selig nennt und denen er das Reich Gottes verheißt. Sie sind diejenigen, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit und die Christus selig nennt, weil sie gesättigt werden sollen . . .

Möchten sie recht zahlreich sein unter den Frauen unserer Generation!

Hélène Monastier.
(Uebersetzt von M. Schmid.)